



Das Geheimniß von Birkenried.

(Nachdruck verboten.)

15) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Mit einem energischen Entschlusse raffte sie sich auf, um nach dem Salon der Tante am anderen Ende des Korridors hinüberzugehen. Sie zündete blos eine Kerze vor dem hohen Pfeiler Spiegel an, um ihr Haar ein wenig zu ordnen und etwaige Spuren ihrer Aufregung zu verwischen.

Da klopfte es auch schon an die Thür vom Vorzimmer her.

„Ich komme gleich!“ rief Eglantine, in der Meinung, ein Diener, von der Tante geschickt, wollte sie bereits holen.

Ein gelinder Schreck durchzuckte sie dann, als die Thüre aufging, um die Baronin Brünow einzulassen. Es war eine kleine, rundliche Dame, rosig und lächelnd, mit einer Stimme, in der sich allein schon das Wohlwollen und der gesunde Humor einer unverwundlichen Lebenskünstlerin ausdrückten. Wäre nicht der Krüchloch in ihrer fleischigen Rechten gewesen, auf den sie sich bei ihrem schleppenden Gange stützte, aus ihrem Wesen hätte man wahrlich nicht errathen können, daß sie sich schon seit Jahren „mit diesem vertrackten Zipperlein herumalgelte“, um ihre eigenen draßigen Worte zu gebrauchen.

„Sieh' da, mein Rindchen, vor dem Spiegel? Das lob' ich mir, denn dann ist es doch nicht so schlimm mit dem Unwohlsein, das uns verhindert hat, die alte Gule auf Nebenstein heimzuführen. Ich fürchtete schon, mein Püppchen läge schwachmatt darnieder, und da konnt' ich nicht umhin, mich persönlich nach ihr zu erkundigen, weil ich ja die Stelzen wieder rühren kann, wie Sie sehen.“

Eglantine verbarg ihre Verlegenheit hinter der zärtlichen Fürsorge, mit der sie die alte Baronin Brünow zu dem Divan geleitete und ihr da einen bequemen Platz mit Fußchemel und Rückenkissen bereitete. Dabei warf sie einen Blick nach der Eingangsthür, den die Baronin gleich auffing.

„Nein, ich komme allein,“ sagte sie nach einigem Nachdenken und gemurmelten Verwünschungen, die den schmerzenden „Stelzen“ galten. „Ich hab' mir's extra ausgeben, mit Ihnen ganz ungestört plaudern zu dürfen. Da, setzen Sie sich neben mich! Nein, lassen Sie, keine Lichter mehr! Wozu denn? Ich finde es so recht traulich. Und Sie wissen ja, ich habe gute Augen, um mich zu überzeugen, zum Beispiel gleich: daß mein kleiner Liebling zur Stunde überraschend gut aussieht. Da hätten wir ja auf einmal ganz prächtiges Blut in den Wangen!“

Sie tätschelte Eglantine auf die Backen, und diese erröthete noch mehr.

„Bravo! So ist's gut! Und dieser frische Blick! Mein hochgeehrtes Fräulein, wissen Sie, daß Sie ein ganz verteuflert netter, kleiner Käfer sind? Wenn Sie mich nicht schon längst bezaubert hätten, so müßt' es jetzt geschehen. Geben Sie mir einen Kuß!“

Und die gute Frau küßte das Mädchen mit einer Entschiedenheit, die mit ihrer berben Ausdrucksweise vollkommen übereinstimmte.

„Ja, so muß es kommen! Da Sie sich seit einiger Zeit bei mir nicht mehr sehen lassen wollen, bleibt mir nichts Anderes übrig, als daß ich Sie auffuche, ich mit dieser Satansgicht, deren sich ein alter, in Schlachten ergrauter Generalfeldmarschall nicht zu schämen brauchte. — Wirst Du Ruh' geben, sag' ich!“ Diese energische Weisung, von einem Puff mit dem Stock gegen das eine ausgestreckte Bein begleitet, war eben an die „Satansgicht“ adressirt. „Sehen Sie, jetzt giebt's wirklich Ruh'! Ich stehe zu meinem Uebel in einem Verhältniß, wie etwa zu einem bissigen Köter. Wie ich mich mit ihm auch herumschlage, ich bring' es nicht los. Aber sich unterkriegen lassen? Ne, das giebt's bei mir doch niemals nicht! Wenn's zu toll wird, verjag' ich die Bestie doch immer wieder so weit, um mir ein bißchen Luft zu verschaffen. Es ist eigentlich erbärmlich, wie ich als Frau dazu komme, mir so eine Krankheit gefallen zu lassen, die doch meist nur für die Männer auf der Welt ist. Meinen Sie nicht auch? Da muß man es wohl entschuldigen, wenn ich mir zur Bekämpfung dieses martialischen Uebels auch ein bißchen vom Kasernenton eines alten Korporals angewöhnt habe. Mein Seliger konnte gut lachen darüber; der trug an den Beinen bloß die rothen Generalsstreifen und ich an seiner Statt dieses Zipperlein.“

„Ich fühle mich wirklich sehr beschämt, daß Sie sich um meinetwillen herüber bemüht haben,“ sagte Eglantine zerknirscht. „Der frohe Muth, mit welchem Sie, gnädige Frau, Ihr Leiden überwinden, hätte mir ein Beispiel sein sollen.“

Sie sagte das mit noch weit mehr Aufrichtigkeit, als die Baronin ahnen konnte.

„Sie kleine Diplomatin! Das ob ich nicht recht gut wüßte, was Sie eigentlich veranlaßt, Nebenstein in neuester Zeit zu meiden.“

„Frau Baronin!“

„Ach, warum wollen wir uns Ausflüchte vormachen und wie die Raze um den heißen Brei herumzuschleichen? Sie können ihn einfach nicht leiden und damit basta! Ueber Geschmackachen läßt sich nicht streiten.“

„Wie — wie meinen Sie?“ stotterte Eglantine. Sie glaubte nicht recht zu hören. Wenn sich das auf den Sohn der alten Dame bezog, so mußte sich diese auf einmal mit einer Ansicht abgefunden haben, die sie früher nie hatte gelten lassen wollen.

„Na, meinen Hans mein' ich, wen denn sonst? Sie brauchen auch nicht zu erschrecken oder gar nach Ausflüchten zu suchen. Wir können ganz aufrichtig miteinander reden. Vielleicht haben Sie bemerkt, daß ich es gern gesehen hätte, wenn sich zwischen Euch zwei Weiden so ein Teufelmechtel angeponnen hätte, wie?“

Ob Eglantine das bemerkt hatte! Wäre ihr nicht so fürchtbar bekommen zu Muth gewesen, so hätte sie lächeln müssen.

„Ich sage Ihnen ja, jetzt können wir's ganz ungenirt aussprechen — Sie Ihre Aversion gegen ihn und ich meine kurz-

stichtigen Vermittlungspläne. Jetzt kann ja so wie so nichts daraus werden."

Eglantine holte tief Athem.

"Sie haben Recht, daß Sie erleichtert aufathmen! Ich weiß jetzt, daß ich Ihnen 'nen Stein vom Herzen nehme, begreife ja ganz wohl, wie peinlich es Ihnen gewesen wäre, Ihrer biten Freundin, die Sie so lange nicht verstehen wollte, einen Nasenstüber zu geben. Gottlob, diese Wolke ist also vorübergegangen! Sie können nun auch wieder zu uns rüberkommen, ohne eine Begegnung mit dem Jungen fürchten zu müssen. Morgen früh kehrt er nach Breslau zurück."

Eglantine fühlte einen Stich durch ihre Brust gehen. Sie wollte nichts fragen, aber da die Baronin ihre ganz beiläufige Mittheilung über Hans da abbrechen und auf ein anderes Thema übergehen zu wollen schien, konnte sie doch nicht umhin, etwas einzuwerfen.

"Der Herr Baron reist ab? Ich dachte doch, sein Urlaub ließe noch längere Zeit?"

"Allerdings. Aber hat sich's plötzlich anders überlegt. Er hat heute früh ein Briefchen bekommen; ich sollte den Inhalt nicht kennen lernen, denn er verbarß es mir alsbald; ich hab's aber, als Jan die Post in der Mappe heimbrachte, zufällig vorher gesehen, das heißt nur so viel wie den Poststempel von Breslau auf der Marke und die weibliche Handschrift der Adresse, und habe bemerkt, daß es nach Patchouli oder dergleichen stank — br! Ich haßte die Parfüms, das wissen Sie ja, und konnte dergleichen ja mein Lebtag nicht ausstehen, nicht erst seitdem etwa, daß ich mir einbilde, alle starken Gerüche schlügen sich auf mein Pöbagra . . ."

"Ja, ja," unterbrach da Eglantine etwas ungeduldig diese ermüdende Abschweifung. "Ein Brief also, sagten Sie, aus Breslau?"

"Nichtig. Und dieses Ding scheint ihn so plötzlich abzurufen. Er wollte lange nicht mit der Farbe heraus, ich hab's schon den ganzen Vormittag bemerkt, wie er d'ran herumdrückte, erst vor ein paar Stunden überraschte er uns mit der Mittheilung, daß er fort müsse." Die Baronin seufzte schwer auf. "Aber was reden wir weiter darüber? Ihnen wird es genügen, die erfreuliche Thatsache zu erfahren, daß Hans geht; was ich für betrübende Mutmaßungen an diesen läßen Entschluß knüpfte, das kann Sie natürlich nicht interessieren. Also nichts mehr davon! — Apropos, ist das widerspenstige Pferd, der Fuchs, den Sie da unten im Stalle haben, jetzt wirklich zur Maison gebracht worden?"

"Ich weiß es nicht. — Sie irren aber, Frau Baronin, wenn Sie glauben, ich interessire mich so wenig für die Dinge, die Ihnen nahe gehen. Es würde mir sehr leid thun, wenn Ihnen Ihr Herr Sohn Kummer bereiten sollte."

"Sie gutes Herzchen! Na ja, daß ich's Ihnen gestehe: ich fürchte, der Junge ist im Begriff, einen dummen Streich zu machen. Den hindern zu wollen, das wäre vergeblich; er ist majorenn und hat in gewissen Sachen einen eisernen Schädel, den hat er — nebenbei gesagt — von mir. Nun sehen Sie doch, was könnte ich thun, wenn der Unglücksmensch auf die Idee käme, sich zum Beispiel in ein verrücktes Liebesverhältniß zu stürzen? Er wäre ja nicht der Erste, der in der Verzweiflung sein Lebensglück mit Füßen getreten hat."

"In der Verzweiflung? Was sagen Sie da?" stammelte Eglantine erblickend und wollte sich erheben. "Wie können Sie da so ruhig zusehen? Sie müssen dazwischen treten — Sie müssen — ach Gott! Sie besitzen doch sonst so viel Energie und bedenken Sie: wenn es sich um das Lebensglück Ihres einzigen Sohnes handelt —"

*) Sie konnte nicht weiter. Eine Silbe noch und sie hätte das Schluchzen hervorbrechen lassen müssen, das sie in ihrer Brust aufquellen fühlte.

Sie wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen.

Als sich die Baronin aber nicht rührte, da mußte sie sich nach einer Weile doch wieder nach ihr umsehen. Und — da sah sie die gute Alte mit einem Gesichte, das ganz in Heiterkeit getaucht war, roth und glänzend wie ein Borsdorfer Apfel.

"Berrath!" schrie Eglantine, unüberlegt genug, auf, als sie nun mit einem Male begriff, wie gründlich ihr unerfahrenes Herz da auf den Leim gegangen war. —

Jetzt erhob sich auch die Baronin mit einer Behendigkeit, als ob sie nie etwas von Gicht gewußt hätte. "Berrath, sagen Sie? Wer übt Berrath oder — wer hat sich verrathen? Vielleicht Du, mein allerliebtestes Zuckerpläschen? Komm, laß Dich küssen, Du gottbegnadete Unschuld! Nein, nein, jetzt entkommst Du mir nicht mehr! Du bleibst da, und ich laß' Dich nicht eher, bis Du mir Dein wunderliches Herz völlig ausgeschüttet hast, dieses komische Ding, das erst in eine so plumpe Falle stolpern mußte, bis es sich selbst verstehen lernte."

"Lassen Sie mich, o bitte, lassen Sie mich!" rief Eglantine flehend, riß sich los, auf den Divan zurückfallend, und streckte die zitternden Hände abwehrend vor.

Die Baronin überlegte nur eine Sekunde, dann humpelte sie, so rasch es gehen wollte, zur Thür und schrie aus Leibeskräften hinaus: "Hans, Hans! So komm doch!"

"Heiliger Gott!" stöhnte Eglantine. "Er ist hier?"

"Freilich, mein Schäfchen. Und er soll sich sein Glück nur selber holen; ich weiß nicht, wie ich dazu käme, es ihm noch zuzutragen."

Eglantine saß geisterbleich da, zunächst keines Lautes fähig. Vielleicht glaubte sie gar nicht, daß es wirklich so kommen könnte, wie es doch kommen mußte. Sie hörte die rasch nahenden Männer Schritte auf dem Korridor, jetzt schon im Vorzimmer, und rührte sich nicht. Aber das Herz stand ihr still.

Hans trat ein, ernst und gemessen. Er konnte Eglantine nicht gleich bemerken, das schwache Kerzenlicht beleuchtete ja das Zimmer schlecht genug.

"Das Fräulein ist nicht hier, Mama?" fragte er zerstreut. "Und ich dachte doch, Du riefst mich, um mich wissen zu lassen, daß sie sich von ihrer Unpäßlichkeit genügend erholt habe, um meinen Abschiedsbesuch zu empfangen!"

Die Mutter hatte ihn ruhig ausreden lassen, und statt ihm jetzt zu antworten, wandte sie sich an Eglantine zurück.

"Ja, er wollte wirklich fort, morgen mit dem Frühesten, der arme Kerl, weil er uns doch nicht glauben wollte, daß Du ihn liebst."

"Eglantine!" schrie Brünow auf und stürzte auf sie zu.

Sie hatte sich eben erheben und entfliehen wollen. Aber die Glieder versagten ihr den Dienst. Sie war nicht einmal im Stande, ihm ihre Hände zu entziehen, die er erhascht hatte und jetzt mit stürmischen Küßen bedeckte.

"Ist es möglich? Ist es wahr, was meine Mutter da sagt? Aber ja, ja, dieses Schweigen, es ist die beredteste Antwort! Eglantine! So sieh mich doch an, Du mein süßes, holdes, angebetetes Mädchen? Wissen Sie denn, was ich seit gestern gelitten habe? Ich ging die ganze Nacht mit mir zu Rathe und glaubte alle meine Hoffnungen begraben zu müssen. Ich meinte einzusehen, daß ich kein Recht habe, Sie mit meiner Nähe noch länger zu behelligen. Und gar als die Frau Gräfin heute allein bei uns erschien, da ward mir klar, daß ich fort müsse. Mama stimmte mir dabei insoweit zu, als sie der Ansicht war, meine Entfernung würde Ihre Empfindungen klären und ich könnte im Herbst mit neuen Hoffnungen wiederkommen."

(Fortsetzung folgt.)

Das arabische Viertel in Algier.

(Schluß.)

Den Tag über herrscht im Araberviertel ein reges Leben. Neben dem großen überdeckten Markte auf der Place de la Lyre giebt es auf der Grenzscheide noch zwei kleinere, den auf der Place de Chartres und der Place Randon; Alles und Jedes wird dort feilgeboten, Gemüse, Früchte, Fleisch, Fische, Kleiderstoffe und Schuhwerk; und wie überall in diesem Quartier gehen Zerlumptheit und orientalischer Farbenreiz Hand in Hand. Das eigentliche Bazarleben ist aber nicht so ausgebildet wie in anderen mohamedanischen Städten. Geschäfte und Kleingewerb vertheilen sich vielmehr, ziehen sich von der Rue Randon nach der Höhe zu. Die Händler breiten ihre Waaren auf den Steinfluren der Gassen aus, während in den anliegenden Laden- geschäften die maurischen Handwerker mit Händen und Füßen zugleich arbeiten; insbesondere besitzen Drechsler und Schuster eine merkwürdige Fertigkeit, sich ihre Behen dienstbar zu machen. Die Nachtarbeit ist unbekannt; während in der fashionablen Rue Bab Assun manche Läden spät offen bleiben, wird hier bei Sonnenuntergang geschlossen. Sobald nun der Abend seine Schwingen ausgebreitet, beginnt hier ein verstoßenes Nacht- leben. Aus den maurischen Kaffeehäusern, die mit größerem Vornehm aufstreten, klingt eine schon zivilisirtere Musik; die Melodien haben eine fehnachtsvolle Färbung, wenden sich Klagen in enblosen Arabesken, entsprechend der Stimmung des jüngeren und wohlhabenderen Publi- kums; geht doch dort die Hafsische und Kippfeise rund. Erstere ist klein, halb mit Tabak gefüllt, in den das Hafsische gelect wird; wenige Züge, und befriedigt lehnen sich die Raucher zurück. Die Kippfeise setzt der Diener in Gang und trägt sie dann von Mund zu Mund; wen es gelüftet, thut einige Züge und überläßt sich dann dem Genuß der stets sich wiederholenden Melodie. Selbst das Margileh, so unschädlich auch sonst sein durch das Wasser gezogener Dampf ist, soll hier einen seltsam aufregenden Charakter besitzen; es erzeugt anfangs eine allgemeine Erschlaffung, dann ein von den Füßen nach dem Kopfe aufsteigendes Brüdeln und schließlich eine gesteigerte Empfänglichkeit für die Lichtempfindungen; Alles scheint in hellerem Glanze zu strahlen. Wacker arbeitet unterdessen das Orchester fori; es verfügt über einen stattlichen Violinisten, offenbart einen Abkömmling der türkischen Janitscharen, er handhabt sein Instrument wie ein Violoncello. In ähnlicher Weise spielen am Bosphorus, in Therapia und Bujukdere die levantinischen Kapellen. Schreckt man nun vor einer Wanderung durch die halbdunkeln Gäßchen der obern Stadt nicht zurück, so wird man durch neue Eindrücke belohnt. Hinter den Gitter- fenstern wird es dort lebendig — man steht vor offenen Thüren und auf den Steintreppen, die ins Innere führen, — entfallen sich lebende Bilder aus Mohameds Freudenhimmel, würdig der weißen Stadt. Hingegossen lagern dort in ihren bunten Trachten die Prinzessinnen der arabischen Märchen. Für ein bescheidenes Entgelt nimmt Gûlnar das Tamburin in die Hand, während Zora sich zu dessen Geräusch in anmuthigen Wendungen bewegt. Unweit von ihnen tanzen in dem be- kannten andalusischen Hause Mercedes und Dolores mit ihren zehn Schwestern, aber wer spanische Tänze liebt, suche sie lieber an den Ufern des Guadalquivir auf. Hier blüht in seiner edelsten wie in seiner schroffsten Form der Hüftentanz, es tanzen ihn im Kaffeehause der Kellner und in verschwiegenen arabischen Häusern berufsmäßige Tänzerinnen. Vielgenannt, auch in Reisehandbüchern herausgestrichen ist die schöne Fatma. La belle Fatma, sie wirkt in Wohlthätigkeitsvorstellungen als Berufschönheit mit, entschleiert sich auch bei sich zu Hause, aber sie tanzt nicht, sondern begnügt sich damit, hübsch auszu sehen und ihren Besuchern nach orientalischer Art ein Täschchen Kaffee anzubieten. Empfehlenswerther ist es da- her, bei Zuleika und Zora anzutroffen. Eine Negerin öffnet die Pforte, die Besucher steigen auf das erste Stockwerk, setzen sich herum in Kreise; auf großer Platte werden Schälchen Kaffee in durchbrochenen Kupfernapfchen gerichtet, eine Violine spielt in Begleitung des Tamburins auf, und im Hüftent- tanz lösen sich die beiden Künstlerinnen ab. Anmuthig ist der Aufzug, bekannt aus den Darstellungen des Orients: ein buntes Tuch um den Kopf, eng anschließendes vorn offenes Täschchen, weiße faltenreiche Pluderhosen, und um Hals, Arme und Finger eine Menge von Spangen, Ketten und Ringen. Ueber des Hüftentanzes Zulässigkeit darf man streiten; kann überhaupt dort, wo die Bewegung fast ausschließlich in den

Mitteltheil des Körpers verlegt wird, von Rhythmus und Tanz die Rede sein? Der Blick auf die Pluderhosen sollte zwar lehren, daß die besondere Form dieser Bewegungen aus der inneren Nothwendigkeit dieses die Schenkel und die Füße lahm legenden Bekleidungsstückes hervorgegangen, indeßen ehe der Zuschauer dazu kommt, seinem Kopfe diese Frage vorzulegen, klatschen seine Hände schon Beifall; der Tanz ist zu Ende. Mit unterschlagenen Beinen lassen Zuleika und Zora sich nieder und blasen den bläulichen Rauch der Cigarette in die Luft.

Die Araber sind Diebe — so heißt es gelegentlich; in dem geheimnißvollen Halbdunkel des arabischen Straßen- dickichts mag sich daher der Unerfahrene nicht ganz wohl fühlen. Indessen der arabische und der französische Polizist versicherten uns einstimmig: Gätten wir da unten so wenig zu thun, wie hier oben, so wäre das Leben fast ein Feiertag.

Allerlei.

Attentate auf Staatsoberhäupter. Die Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich weckt die Erinnerung an dreizehn Staatsoberhäupter, die im Verlaufe des zur Neige gehenden 19. Jahrhunderts ebenfalls elenden, heimtückischen Mordtuben zum Opfer fielen. Den Anfang der fanatischen Thaten bildete die Ermordung des russischen Zaren Paul I., der in der Nacht zum 23. März 1801 durch ein Verschwörerkonfiorium, dessen Haupt Graf Peter von der Wahlen war, in dem Michailow'schen Palais zu St. Peters- burg mit seiner eigenen Schärpe erdroßelt wurde. Den Sultan Selim III. ließ Mustapha IV., nachdem er zur Regierung berufen worden war, in Haft nehmen und im Mai 1808 erdroßeln. Graf Kapodistrias, Präsident des griechischen Staates, wurde nach fast dreijähriger Präsidentschaft am 9. Oktober 1831 zu Nafplia beim Eintritt in die Kirche St. Spiridon von Konstantin und Georg Mavromichalis durch vier Dolchschläge getödtet. Der Herzog Karl von Parma mußte im Sommer 1834 unter dem Messer eines Fanatikers verbluten. Der sechszehnte Präsident der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, wurde ein Opfer des Schau- spielers Wilkens Boot, der ihn am 14. April 1865 während der Vorstellung im Fordstheater zu Washington von der Bühne aus erschoss. Drei Jahre später, 1868, fiel der Fürst von Serbien, Michael Obrenovic, durch Mordverhand im Wild- parkte Topchider bei Belgrad. Im Jahre 1870 wurde der Prä- sident von Haiti, Salnape, nachdem er drei Jahre lang die Zügel des Landes geführt, erschossen. Das Jahr 1875 brachte die Ermordung des Präsidenten von Ecuador, Dr. Garcia Moreno. Der 32. Sultan der Osmanen, Abdul- Mijis- Khan, wurde am 30. Mai 1876 von dem durch ihn erzwungenen „patriotischen Ministerium“ des Mehemed Ruschdi und Hussein Awmi genöthigt, zu Gunsten seines Neffen Mehemed Murad dem Throne zu entzigen. Am 4. Juni 1876 hieß es, er sei als Staatsgefangener eines natürlichen Todes gestorben. Ein im Juni 1881 gegen mehrere der höchsten Staatsbeamten eingeleiteter Prozeß ergab indeßen, daß Abdul ermordet worden war. Garfield, der 20. Präsident der Vereinigten Staaten, wurde am 18. September 1881 von seinem queabilen Leiden erlößt, denn am 2. Juli desselben Jahres erhielt er in Washington von einem brodlosen Fanatiker, namens Guiteau, einen Revolverstoß in die Brust, der nicht sofort tödtlich war, den Präsidenten aber zu langsamem Siechtum verurtheilte. Zar Alexander II. wurde am 13. (1.) März 1881 das Opfer eines Attentates, das bei der Rückkehr von einer Parade mittels Explosions- bomben gegen ihn ausgeführt wurde. Der italienische Anarchist Caserio ermordete am Abend des 24. Juni 1894 in Lyon den Präsi- denten der französischen Republik, Carnot, durch einen Dolchstoß. Den Beschluß der traurigen Mordstatistik machte das Attentat gegen den Schah von Persien, Nassr-ed-Din, der vor zwei Jahren sein Leben unter Mordverhand lassen mußte.

Die Kaiserin Elisabeth Braut wurde. Es war im August des Jahres 1853. Kaiser Franz Josef I., ein Monarch in der Jugendblüthe, bereitete sich zur Feier des 23. Geburtstages und hatte die Perle des Salkammergutes sich zur Stätte der stillen Familien- feier erkoren, die ihm sein Geburtstag allezeit war. Damals weilte in sich auch die Schwester seiner Mutter, Herzogin Ludovica in Bayern, mit ihren anmuthigen Töchtern, deren jüngere, Prinzessin Elisabeth, der eben erschlossene Knoipe gleich, durch ihre edle Schön- heit alle Welt entzückte. In kindlicher Unbefangenheit, freundlich gegen alle Welt, durchstreiften die Prinzessinnen Felder und Fluren und stiegen zu den Bergesriesen empor, stets so einfach gekleidet, daß Niemand den hohen Geburtstrang in den schlicht-anmuthigen Mädchen vermutete. Am Abend des 18. August aber war ein Ball bei Hofe und auf die Prinzessinnen Helene und Elisabeth in Bayern richteten sich bewundernd Aller Augen. Sie Beide waren in einfaches Weiß gekleidet, ihre frisch blühende Schönheit bedurkte keines Schmudes. Die Hofgesellschaft wollte bemerken, daß Erzherzogin Sophie ihre Nichte Helene besonders auszeichne — um so lebhafter wurde die Aufmerksamkeit, als beim Gollon der Kaiser der Prinzessin Elisabeth,

der jüngeren der fürstlichen Schwestern, einen prächtvollen Blumenstrauß überreichte. Am 19. August sah man schon um 9 Uhr Morgens die kaiserliche Equipage vor dem „Hotel Zulachini“ (jetzt „Elisabeth“) halten, wo Herzogin Max wohnte. Eiligen und elastischen Schrittes eilte der Kaiser die Treppe hinan und rief der Kammerfrau die Worte zu: „Mit Sisi (Elisabeth) schon wach?“ — „Ja, Majestät, aber noch bei der Toilette.“ — „Schon gut, ich will zuerst zur Mutter.“ Und nun erfolgte die offizielle Werbung um die Hand der Prinzessin, deren Herz der jugendliche Monarch schon besaß; bei einem Spaziergange im geschlossenen Familientreife hatte er das Jawort von ihren Vätern erhalten. Beim Kirchgang am 19. August — so erzählt ein österreichischer Historiker — fiel es auf, daß bei der Thüre des Gotteshauses Erzherzogin Sophie ihrer jüngsten Nichte den Vortritt ließ. Nach dem Hochopfer führte Franz Josef I. Prinzessin Elisabeth zum Altare und sprach dem Priester die bedeutsame Bitte aus: „Herr Pfarrer, segnen Sie uns! Das ist meine Braut!“ Und dem Grafen D'Onnell, der ihm als Flügeladjutant bei dem Altarritual Obenhand durch seine kraftkräftige Geistesgegenwart das Leben gerettet hatte, bot der Kaiser — so erzählt man — einen besonders warmen Gruß. „Heute danke ich Ihnen wahrhaftig dafür, daß Sie mir das Leben gerettet!“ An seinen Jugendfreund, den später so oft genannten Grafen Taaffe, schrieb der Kaiser damals: „Ach, ich hatte den besten Vorfall, mich in recht zierlicher Weise um Elise zu bewerben. Als ich aber ein Kind, ein anmuthiges Kind vor mir sah in all' seinem Zauber, da konnte ich nichts thun, als die Fee in meine Arme schließen. Sie zögerte nicht, mir ihr Jawort zu geben, und ich bin so verliebt wie ein Leutnant und so glücklich wie ein Gott.“ Als man der jugendlichen Prinzessin mittheilte, daß der Kaiser von Oesterreich sie zur Frau erwählt habe, soll sie ausgerufen haben: „Das ist unmöglich! Ich bin ja nur ein so winziges Ding!“ Bald aber überzeugte man sie, daß ihr Glück auf Wahrheit beruhe, und sie gab freudestrahelnd ihre Einwilligung.

Zwei Königinnen. Wie ein Telegramm aus Genf meldet, erzählt die dortige „Tribüne“ eine bezeichnende Geschichte, die erst vor achtzehn Monaten passirte. Damals war die Kaiserin Elisabeth gleichzeitig mit Sarah Bernhard im Hotel Beau Rivage zu Genf. Jemand fragte, welche von Beiden die wahre Königin sei. Der Befragte antwortete: „Die Besch eidene.“ Gestern Morgen ist nun Sarah Bernhard wieder in Genf eingetroffen, hat aber nur noch eine toote Königin gefunden.

Das Haar der verstorbenen Kaiserin Elisabeth. Kaiserin Elisabeth trug ein überaus schönes Haar; es war von einem dunklen Blond und von solcher Stärke und Länge, daß es der Kaiserin bis zu den Knien reichte und sie wie ein Mantel umhüllen konnte. Dieses Attribut der Schönheit ist der hohen Frau manchmal zur Last geworden, und wir wissen aus der nächsten Umgebung der Kaiserin, daß ihr das Frisiren ihrer dicken Büsse viel Unmuth und selbst Schmerz über das verschwenderische Geschenk der Natur bereitete. Dicht vor dem Schreibtische des Kaisers Franz Josef hängt ein Porträt der Kaiserin, in welchem die hohe Frau, ihrer Gewohnheit, wie ihren Haaren auf das Schlichte gelenkten Anschauungen zuwider, ausnahmsweise dem Schmucke ihres Hauptes Gerechtigkeit widerfahren und sich in aufgelöstem Haare porträtiren ließ. Das Bild, welches nicht öffentlich aushängt, ist ungemein anziehend und gewinnt dadurch besonders an Reiz, daß die dunkelblonden Haare die feinen Züge der Kaiserin dicht umrahmen und dann unterhalb des Kinnes zu einer Schleife verflochten sind, demnach den Rahmen selbst zu dem anmuthigen Gesichte bilden.

Elisabeth und die Polizei. Die Kaiserin war stets ein Gegenstand der Angst für die Polizei derjenigen Orte, an denen sie jeweilig sich aufhielt. Selbst in dem von so viel zweifelhaften Elementen frequentirten Paris wollte sie sich ganz frei bewegen. Der Polizeikommissar Diez, der immer zum Wachtdienst bei der Kaiserin abbeordert war, wenn sie auf französischem Boden war, erzählt einem „Gaulois“-Mitarbeiter, sie habe ihn eines Tages rufen lassen und ihm gesagt, sie bemerke, daß ihr Polizeibeamte auf ihren Spaziergängen folgten, und bitte, diese Ueberwachung einzustellen. Kommissar Diez erwiderte, er müsse seine Pflicht thun; wenn er indeß das Mißfallen der Kaiserin erzeuge, so bleibe ihm nichts übrig, als von seiner Behörde drathlich seine Abberufung zu erbitten. Darauf sagte ihm die Kaiserin: „Ich wünsche lebhaft, daß Sie in Mentone bleiben, aber ich beschwöre Sie, widmen Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit der Bewachung meines Gemahls. Sein Leben ist zum Wohle und Glücke seiner Unterthanen nöthig, ich dagegen, was bin ich? Eine Unbekannte, eine Fremde, die unbemerkt vorübergeht, eine Mutter in Trauer, die ihr Kind beweint. Ich verfiere mich Ihnen, daß Niemand sich um mich kümmert. Ich kann das Opfer eines Unfalls werden, dem Ihre Wachsamkeit doch nicht vorbeugen kann. Sind Sie im Stande, zu verhindern, daß ein Niesel vom Dache fällt und mich trifft, oder daß bei einer Vergeltung ein Eisblock sich löst? Nein, nicht wahr, nun das sind die einzigen Mißgeschick, die mich bedrohen. Aber um Gotteswillen wachen Sie aus allen Kräften über den Kaiser; er ist so großherzig, gut und edel. Sein Leben ist so vielen Millionen Menschen kostbar.“

Das Mordinstrument, womit der Attentäter Lucchini seine schändliche That vollführte, soll nach einigen Berichten ein dreifachediger Dolch, nach anderen eine Feile gewesen sein. In Wahrheit dürfte es ein eigens zu solch verruchtem Zwecke angefertigtes Instrument sein, wie es auch schon früher von Anhängern Mazzinis in Anwendung gebracht wurde. Eine ähnliche Waffe fand man eines Tages in der Bettstiege Napoleons III. stecken, mit der Inschrift: „Souverain-toi“. In Lugano, diejem paradiesischen Flecken der italienischen Schweiz, wurde im Jahre 1864 von Anhängern Mazzinis und unter dessen Leitung ein Komplott geschmiedet, das in folgender Weise zur Ausführung gebracht werden sollte: Die vier verschworenen Italiener Namens Greco, Trabucco, Imperatori und Scaglioni langten in Paris an und quartirten sich in verschiedenen Gasthöfen ein. Die Polizei, mit Hilfe des „schwarzen Kabinetts“ in den Besitz ihrer Geheimnisse gelangt, wußte, daß die vier Verschwörer die Aufgabe hatten, sich im Opernhause in einer der kaiserlichen Loge gegenüber liegenden Loge zusammenzufinden und von dort aus ihre mitgebrachten Bomben nach ihrem Vis-à-vis zu schleudern. In dem durch die Explosion verursachten Gedränge hofften sie mit Hilfe ihrer vergifteten Dolche zu entkommen. Aber in dem Augenblicke, als sie zur Ausführung ihres Planes schreiten wollten, wurden alle vier im Vestibül des Theaters verhaftet. Man fand sowohl bei ihnen als in ihrem Absteigequartier, im Hotel de Naples, viele Dolche, deren einer von so eigenartiger Beschaffenheit waren, daß, wie der damalige Chef der Sicherheitspolizei, Mr. Claude, sie beschrieb, „eine damit beigebrachte Wunde sich selbst wieder schließen und eine innere Verblutung hervorrufen mußte.“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Eine hervorragende und wahrhaft prächtige Erscheinung in der illustrierten Journalliteratur bildet das soeben erschienene Heft 1 des neuen Jahrganges der „**Modernen Kunst**“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin W. 57, Leipzig, Wien, Stuttgart. Preis 60 Bg. Die „**Moderne Kunst**“ jetzt mit diesem Heft, welches den Jahrgang XIII so wundervoll einführt, allen ihren bisherigen Leistungen die Krone auf. Mit Freuden nimmt man wahr, daß sie ihr Programm noch reicher ausgestaltet hat, indem sie neben der bisherigen Pflege der Literatur, der Kunst, der Bühnenkunst, des Sports, des High-life, des Gesellschaftspiels, des Künstlercherzes und vieler anderer interessanter Neukerungen des modernen Lebens Baukunst, dekorative Kunst und Kunstgewerbe noch ausgedehnter als bisher berücksichtigt. Der Reichthum an vortrefflichen Farbendruck, die mit höchster Feinheit die Originalbilder erster Meister wiedergeben, sowie an meisterlichen großen Holzschritten und vollendet ausgeführten Illustrationen, die Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Textes, an welchem die ersten Autoren mitgearbeitet haben, die wohlthuende Frische und Lebenslust, welche das ganze Heft durchzieht, und die berückend schöne Ausstattung, die sich schon in dem erjudenden Deckel zu erkennen giebt, machen diese Grillingsnummer des XIII. Jahrganges zu einer ungemein werthvollen Gabe und zu einer Zierde eines jeden Salons. Unter den Künstlern finden wir den italienischen Maler F. Binea, den französischen Bildhauer E. Frémiet, den Münchener Maler Hierl-Dezono, den Berliner Thiermaler Prof. S. Sperling, den geistvollen Fischer-Coerlin, den Straßburger Prof. Seder, die Wiener Bildhauerin Theresie Niesl und noch viele Andere vom besten Klang in Reproduktionen neuer Werke, von denen viele die diesjährigen Kunstausstellungen zieren, trefflich vertreten. An Novellen, Erzählungen, kritischen Artikeln, interessanten Mittheilungen aus allen Gebieten des Sports und des feineren Lebensgenusses ist kein Mangel. Sehr vielversprechend beginnt die Erzählung „Vorfrühling“ von Ludwig Jacobowski. Aufsehen dürfte der illustrierte Aufsatz „Welcher Platz ist im Theater der beste?“ von Georg Busz erregen. Packend ist die humorvolle Sports- und Liebesgeschichte „Wie er auf's Pferd und zur Frau kam“ von Fr. Frhr. von Dindlage-Sampe. In Bild- und Beilage setzt sich der Reichthum an spannenden Artikeln und trefflichen Bildern fort. Kurz, Heft I des XIII. Jahrganges läßt erklärllich erscheinen, daß die „**Moderne Kunst**“ ein Lieblingsblatt aller gebildeten Kreise des In- und Auslandes, mithin ein wirkliches Weltblatt ist. Das Heft kostet nur 60 Bg.! Zudem erhalten die Abonnenten und solche, die jetzt in das Abonnement eintreten, als Gattgabe sieben prächtige große Kupferdruck- Kunstblätter nach Gemälden berühmter Meister zu dem ermäßigten Preise von nur 4 Mk. pro Stück, während jedes Blatt im Kunsthandel 30 Mk. kostet.

— Von der beliebten Schriftstellerin Anny Bothe ist ein neuer Roman „**Ragna**“ in V. Richter's Verlag in Chemnitz soeben erschienen, welcher berufen ist, bei den weiblichen Lesern erhöhtes Interesse zu erwecken, da derselbe der Frauenfrage näher tritt und dem Erwerbsleben unserer gebildeten Stände eine Lanze bricht. Die Dichterin hat das Werk ihrer Mutter zum siebzigsten Geburtstage gewidmet.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 8.